

Der Vogel

30.04.2013

Ich wache auf, spüre den kalten Luftzug von draussen durch meine vom Schweiss getränkten Haare ziehen. Schauge auf die Uhr. Es ist kurz vor 1.

Mein Herz schlägt immer noch wie wild vom Traum der vergangenen Minuten. Ich kann mich an nichts erinnern. Weiss weder worum es ging noch warum mich dieser Traum so schwitzen liess.

Ich stehe auf und gehe hinüber zum Fenster. Von dort aus erkenne ich gut die finsternen Schatten der Nacht und die gelblich hell schimmernden Strassenlaternen auf der anderen Seite.

Ich fühle mich leer. Sehne mich jedoch zugleich zu rennen. Spüre diese unbändige Lust zu rennen. Einfach weg – Ein Paradoxon, ich weiss.

Ich denke nach. Über Geschehenes, Voraussehbares und Unvoraussehbares. Warum es mir so beschissen ging und warum verdammt noch mal ich diese Lust zu rennen verspürte.

Dann schauge ich zu meinem Vogel hinüber. Dieser schlief natürlich tief und fest um diese Zeit. Doch ich muss gerade an etwas denken, das ich schon lang zu vergessen vermocht habe.

Warum bleiben Vögel immer am selben Ort, wenn sie doch mit ihren grossen grünen Flügeln weit hinaus bis in die hintersten Ecken der Welt fliegen könnten?

Und dann stelle ich mir die selbe Frage.

Verblüfft und verduzt von dieser Erkenntnis stehe ich da. Im Fensterrahmen meiner Wohnung. Ich weiss nicht was ich mir für eine Antwort geben soll. Fühle mich unwohl bei diesem Gedanken mir keine Lösung liefern zu können.

Da ist sie wieder. Diese unbändige Lust zu fliehen. Einfach raus und weg. Ich packe also meine Jacke, zog mir nicht einmal die Schuhe an, renne das hellerleuchtete Treppenhaus hinunter, raus aus der grossen braunen Eingangstür.

Die Kälte des Asphalts frisst sich in meine Fusssohlen. Doch in dem Moment ist mir das egal.

Ich blicke nach rechts, sehe die Silhouette der Stadt mit all ihren Facetten.

Dann nach links. Ein grosses Dunkel, das unerbittliche schwarz der Nacht, welches sich praktisch in mich hineinfrisst. Es zieht mich praktisch in seinen Bann – Das Unbekannte, Unvorhersehbare, Unberechenbare. Genau das, was ich im Moment brauche.

Ich beginne zu rennen. Direkt ins Ungewisse. Während mein Herz auf höchster Frequenz das Blut durch meinen Körper katapultiert, spüre ich das nasse kalte Gras an meinen Füssen. Ein gutes Gefühl.

Ich renne gefühlte Stunden, bis ich mich endgültig in vollkommener Dunkelheit befinde. Sonst konnte ich noch immer von weitem die Lichter der Stadt sehen. Doch nun ist es stockfinster. Kalt. Nicht einmal

der Mond schien die weite Fläche so zu erhellen, dass man es erkennen kann.

Plötzlich realisiere ich: Ich bin in vollkommener Ungewissheit. Habe keine Ahnung wo ich bin, oder wohin ich gehen muss. Ein Gefühl, das mich erfüllt. Für einen Moment halte ich inne. Strecke meine Arme weit in die Luft, lasse meine Gedanken vom Wind, der um mich bläst tragen und fühle mich frei.

Gelöst von den Ketten des Alltags und der Sorgen die mich alltäglich umgeben. „Hier draussen bin ich ICH!“- schießt mir durch den Kopf und ich bin seit langem wieder glücklich und frei.

Ein Lächeln huscht mir über die Lippen und ich stosse einen lauten, von Freiheit erfüllten Schrei aus, der sich mit rasender Geschwindigkeit in der Umgebung ausbreitet.

Ich schliesse meine Augen. Atme tief durch. Als ich die Augen wieder öffne war zwar immer noch Dunkelheit um mich herum. Doch etwas ist anders. Ein ungutes Gefühl macht sich in meinem Magen breit. Kaum vermag ich mich zu bewegen.

Ich versuche mich zu orientieren, als ich merke dass ich auf meinem Rücken liege. Vom Boden aufsitzend knipse ich meine Stehlampe an. Das traurige, leere Gefühl vom Traum breitet sich wieder in meinem Körper aus. Erfüllt meine Venen und Arterien. Jede einzelne Zelle scheint von Leere erfüllt.

Mir ist zu Heulen zu Mute, doch ich reiße mich zusammen.

Ich blicke zu meinem schlafenden grünen Papagei und dann wieder hinaus zum offenen Fenster.

Ich will mir gerade ein Glas Wasser holen. Und dann bemerke ich meine nassen und kalten Füße.

Christopher Kolloff